



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Hein Wieck : eine Stall- und Scheunengeschichte :
(Fortsetzung). 7

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

7



emessenen Schritts, in althergebrachter Rangordnung verließ man nach dem Essen die Stube, der neue Kuhjunge, in der Gesindehierarchie als Dienstmann unterster Stufe, an letzter Stelle. Als er, dem Strom folgend, über den Vorplatz ging, hörte er seinen Namen: Hein. Er kam aus der Spalte der leise aufgeklinkten Hausthür. — Niekas Stimme: Hein, komm flink mal her. — Er folgte der Aufforderung und fand sich schnell draußen im Dunkel des Herbstabends unter Eichen. Es war rauh und windig geworden, es rauschte und fegte durch die vom Herbst abgegrasten Kronen, riesenhafte Äste ächzten und stöhnten unter den Stößen einer ungestümen Windsbraut. Hein sah anfangs keine Hand vor Augen. Dann fühlte er die warmen Händchen des listigen Kindes.

Da such!

Ein Stoß schnellte ihn, ehe er sichs versah, in der Richtung auf einen rabenschwarzen Punkt, den er als Bank erkannte, und ließ ihn fortstolpern auf ein Wesen, das dort Platz genommen hatte. In halb fallender Bewegung umarmte er eine mit weicher Wolle bekleidete Gestalt.

Es war Antje.

Er fühlte sofort ihren Atem, ihre Nähe. Er ließ es denn auch bei der ursprünglich nur halb freiwilligen Umarmung gern bewenden, als schon die Gefahr, sie zu erdrücken, vorüber war; ja er zog sogar das Köpfchen, dessen blondes Haar er nur mit seinem Gedankenblick, mit diesem aber um so freudiger umfaßte, an seine Brust. Ihre Lippen fühlte er auf seinen Lippen. Er wußte nicht, wie es gekommen war, aber es war schön, ein geahntes aber kaum ersehntes, ein unbeschreibliches Glück, wobei er dunkel seine Pflicht fühlte, es voll auszukosten.

Die durchtriebne Nieke sah und hörte nichts oder that wenigstens so. Sie klappete mit der Hängepforte, die vom Vorgarten nach der Straße führte: Was macht ihr, weshalb kommt ihr nicht, wir wollen „gefangen“ spielen. Die Glücklichen hörten nicht auf den Schelm. Aber plötzlich entschlüpfte die Antje dem jungen Liebhaber unter den Händen. Die Hausthür bewegte sich, ein Nichern der ver-schwindenden Nieke — Hein war allein.

Und der kleine Kuhknecht sah zu den Bäumen, die sich am düstern Nacht-

himmel reckten, empor und maß ihre Größe. Er fühlte sich nicht viel kleiner als sie. Denn jetzt war er ein Mann.

Von freudigem Liebesstolz gebläht schlich auch er jetzt ins Haus, durch die Bordiele, über die dunkle Dreschdiele, dem Kuhhause zu. Wie hatte er sich auf den ersten Abend in der Kuhkammer gefreut, wie schal erschienen ihm jetzt die Genüsse, die er sich versprechen durfte! Wie liebesweh hatte ihm noch vor einer Stunde das Herz in der Brust gelegen, wie liebesstolz pochte und hämmerte es jetzt da drinnen! Wie Lichtschein einer Feuer säule glaubte er es vor sich hergehen zu sehen, als er durch die Dunkelheit der großen Diele nach dem Kuhhaus tastete. Es mußte wohl der Glanz sein, der von seinen Augen ausging. Andächtig führte er die Hand an die eignen Lippen. Diese Lippen hatten ein Mädchen geküßt, sie waren, obgleich sie heute abend in Speck gebratne Klöße und dann Milchgrütze gegessen hatten, durch ihren Mund geweiht. Was für ein Mädchen! Ein engelgleiches Geschöpf, die Krone alles Seins! Ihretwegen allein hätte es gelohnt, die schöne Welt zu erschaffen.

So trat er, der jüngste Kuhjunge, in die Kuhkammer und nahm auf einem lehnlosen Brettstuhl Platz. Unter dem Balken hing eine im Glasgehäuse wohlverwahrte Stalllaterne, eine Öllampe, die rauchende Männer mit bunten Pfeifenquasten und stopfende Mädchen mit roten Armen und vollem Busen beleuchtete. Weiße Wände warfen den Widerschein in verschwiegene Ecken, die traute Zuflucht aller im Dunkeln nistenden Schattengeister.

Der Kuhkönig hatte sich von jeher zu dem Grundsatz bekannt, daß er eine Pfeife Tabak und einen Stuhl jedem Menschen schuldig sei. So durfte denn rauchen, was eine Pfeife besaß, den Stoff lieferte er.

Wo man raucht, da ist Friede, sagt schon ein altes Sprichwort. Wo der Rauch sich bläulich in des Zimmers Dunstkreis lagert, da glätten sich die Wogen des Zorns, und die Brandung schweigt. Das Meer des Lebens wirft nur noch plaudernde, plätschernde Wellen an des Ufers Sand. Dieser Wogenbrecher bricht auch als rechter Sorgenbrecher des Lebens Kummernisse.

Reich dem Zornhaften das Pfeifenrohr, zwingt ihn nieder auf die Lade deiner Kammer: er wird still und fromm, wie ein Lamm. Mögen sich auch die ersten Züge noch stoßweise über die unmutigen Lippen entladen, allmählich streicht's ihm doch die Falten aus Stirn und Gesicht, bald dampft er harmlos, wie eine Räucherlate aus dem Gulenloch wohl an schönen Sommerabenden schwelt, wenn die Hausmutter Kartoffeln in sprickelndem Fett röstet und bräunt. Da sitzt der cholertische Thomä, der Bullerjahn des Hofes — er ist der zweite Knecht —, der im Sommer die Garben in die Luke forkt und im Winter wieder auf die Tenne hinabschleudert, er raucht in friedlicher Stille, wie ein Türke mit rotem Fez. Und sieh ihn an, den sanguinischen Pferdeknacht Peter! Die Rauchwolke umgiebt sein heiteres Gesicht, einer blauen Aureole gleich. Und ihn, den phlegmatischen Großknecht Tinnm, wie ruhig, wie überlegen, wie maßvoll er die Wolke dem Munde entströmen läßt! Schon das Äußere der Pfeife läßt die ihr beiwohnende hohe sittliche Bedeutung ahnen. Es ist das Instrument des Friedens, mag es sich nun (so lieben es die Alten) kurz und knollig den kleinen Feuerherd dicht unter die Nase schieben, mag es sich (so ziehen es die Jungen vor) im langen überlegnen Rohr, worin es die tollste Hitze und das schärfste Nikotin zurückläßt, behaglich in der Linken strecken. Eine farbige Quaste an dem geschmeidigen Ende ist ein nie fehlender Schmuck, um so anheimelnder, je verschliffener seine Farben, je abgenutzter sein Gewebe ist, da es um so kräftiger davon Zeugnis giebt, wie oft es den Inhaber glücklich gesehen hat.

* * *

Die kleine Gesellschaft begleitete in ihrem Gespräch die Auswandler auf ihrer Reise nach der neuen Welt. Henn Rukönig hatte gleich nach der Konfirmation, so behauptete er, eine große Fahrt als Schiffsjunge mitgemacht, Timm war sogar selbst ein Jahr drüben gewesen. Der schwarze Kolk, der Klabaftermann, die weiten Ebenen des Westens zogen Schattenbildern gleich dahin. Das brachte Henn auf den Kobold des Hauses. Er erzählte von einem Knecht Jochen, der ein Thunichtgut gewesen sei, wie er vor vielen Jahren dem Puck, der damals noch seine Mittagsgrüße in der Regel im Eulenloch zu verzehren pflegte, hinterrücks einen Stoß ver setzt habe, daß das Kerlchen das Hiebelloch hinuntergekollert sei. Aber bei dem Aufschlagen auf den Erdboden sei es nur ein Büschel Heu gewesen. Auch von der Rache des Puck wußte Henn zu berichten. Es sei nämlich bald darauf dem eben vorübergehenden, nichts ahnenden Jochen das irdene Eßnäpfchen des Kobolds vom Eulenloch her an den Kopf geworfen worden, daß die Scherben umhergeflogen seien und Jochen wie tot dagelegen habe, während die Kottappe sich die Seiten vor Lachen gehalten habe. Hiervon habe sich Jochen nur langsam erholt, am Kinnbacken habe sich die Wunde gar nicht schließen und gar nicht verheilen wollen. Erst im Traumgesicht habe Jochen die Weisung erhalten, eine Hand voll Heu aus dem Stall zu ziehen und so viele male einen Napf zum Eulenloch hinaufzutragen, als Fasern in dem Büschel wären. Das habe er gethan, und von Stund an habe die Heilung begonnen, und mit dem letzten Aufstieg sei die Wunde vollständig verharht und Puck begütigt gewesen. Gesehen aber habe den Puck seitdem kein Mensch mehr, auch der Erzähler erblicke nur dann und wann die Glutaugen, wenn er das Näpfchen auf die Hilgen stelle. Als die Köchin lachend einwandte, ob das nicht der schwarze Kater Hans sein könne, und ob besagter Hans nicht auch bei dem Ausessen des Napfes beteiligt gewesen sein möchte, wurde Henn unheimlich ernst und unwillig:

So — rief er mit erhobner Stimme —, das meint so eine dumme Deern! Sag mal, meine kleine Kluge, klopft denn auch der Kater Hans nachts, wenn ein Tier in Not ist, an meine Bettlade, leise und hohl mit seinen Knöcheln . . . Silja? . . . just so? . . .

Henn machte ein feierliches Gesicht und klopfte so geisterhaft hohl und dumpf, daß alle Mädchen, auch die Zweiflerin Silja, erst vor Schreck laut ausschrieten und sich dann lachend umarmten.

Henn schien auf den Erfolg seiner Mahnung wenig eitel zu sein. Ruhig erhob er sich von der Lade, pustete seine Pfeife aus und holte oben von einem Regal seinen Tabakkasten herunter, um sie von neuem zu füllen.

Dieser Tabakkasten erweckte bei Hein Wiedt eine Erinnerung, die, so alt und verstaubt sie auch war, vielleicht eben deshalb ihn den Glockenklang einer längst verschwundenen Zeit vernehmen ließ.

* * *

Von seinem Großvater mütterlicherseits Dierck Reimers wußte Hein nichts. So erschien es ihm wenigstens bei oberflächlichem Nachdenken. Wenn er aber ganz gewissenhaft in den Winkeln seines Gedächtnisses nachspürte, so flogen Schattenbilder aus der Versenkung auf: ein Gemurmel von Stimmen, eine schwarzgekleidete Schar, die um etwas Langes und Schwarzes herumsteht, ein durchdringender Geruch von frischem, gestricheltem Holz. Ein Mann, dem der Rock bis auf die Füße fällt, spricht lange Zeit, anders, als sonst die Mutter und Großmutter sprechen. Und alles ist so still, Hein hört das Ticktack laut und hart im Uhrgehäuse, bis

auf einmal — der schwarze Mann hört gerade auf zu sprechen und erhebt die Hände — Bewegung in die Leute kommt und viele Männer den langen, schwarzen Kasten hinaustragen.

Und dieser ersten Erinnerung folgt gleich die zweite. Es ist wohl das älteste Vorkommnis, das Hein Wied festgehalten hat. Sie hätte ihn zum Pessimisten machen können, sie hat es aber nicht gethan.

Damals, als er es in der Beredsamkeit noch nicht weiter gebracht hatte als zu „Mö“ und „Mam,“ lag er irgendwo wahrscheinlich in der Wiege und trieb das, was so ein junger Windelbürger treiben muß: nämlich Lungengymnastik. Mit einem Wort: er schrie. Er hatte irgend woher aus dem Weltenraum eine alte, etwas meckernde Stimme gehört, die ihm befahl, still zu sein, es zuletzt sogar laut und drohend befahl. Aber mein Heini kehrte sich nicht daran. Er wußte, daß es sein Recht und seine Pflicht war, die Lunge zu kräftigen. Zudem hatte er einen Ärger gehabt, man hatte ihm den Lutschtettel genommen und nicht wiedergebracht; nach seinen Erfahrungen durfte er hoffen, wenn er recht tüchtig schrie, mit gebratenem Speck besänftigt zu werden. Er wußte sich überhaupt in seinem Recht, sah durchaus nicht ein, weshalb er still sein sollte, und schrie deshalb weiter — schrie und schrie.

Die Augen hatte er geschlossen, um sich zu konzentrieren. Plötzlich fühlt er einen heißen Atem über sich — nicht den der Mutter —, er macht die Augen auf — etwas wie ein Menschengesicht beugt sich über seine Wiege, auf diesem Menschengesicht etwas Düsteres, Schwarzes — ein Ungetüm, das seine Händchen abwehren — es ist rauh und filzig. Und die Augen unter diesem schrecklichen Filz sind zornig, und der Mund sagt unaufhörlich: Wult du stell wesen?

Und dann geschah das Unglaubliche.

Große, harte, lederartige Hände packen seine kleinen weichen, und diese kleinen weichen Hände werden von den besagten großen, knöchigen mit Rutenschlägen geschlagen; — schauderhaft, werden zum Erbarmen geschlagen.

Und Heini schreit nicht mehr; Heini — brüllt.

Dem Großvater Dierck Reimers — denn das war der Übelthäter — hat er verziehen. Und das ist gut, denn der alte Mann wurde bald darauf krank, und dann ereignete sich das, was wir vorweggenommen haben, womit denn seine Rolle im Ellernbusch und im Diesseits überhaupt zu Ende war. Aber den Widerwillen gegen die alte Angströhre konnte Hein nicht überwinden. Denn merkwürdigerweise übertrug er die Unbill, die ihm von der Rute zugefügt worden war, auf den Hut, der nun einmal in unlöslicher Gedankenverbindung mit seinem ersten Schmerz stand. Es ist ermittelt worden, daß der alte Dierck mit einem gewissen Vorbedacht zu Werke gegangen war. Er hatte sich die Rute, die bald als unentbehrliches Erziehungsmittel zum ständigen Hausinventar erhoben wurde, erst hergestellt, indem er den neuen Flurbesen rechtswidrig um einige seiner feinsten Reiser beraubt hatte. Aber Hein schob alles dem Cylinderhut zur Last. Er fing sofort an, Lungengymnastik zu treiben, wenn er das alte, vergräunte, faserige Gestell sah. Die Frau Wied hängte es schließlich in einer Seitenkammer auf und verschenkte es dann bei dem ersten Baden an Henni.

Das war die Vorgeschichte des Tabakkastens, den Henni in der Ruhkammer vom Regal nahm. Er war jetzt eine rot angelaufne Angströhre mit emporstrebenden Haaren.

Als das Ding in der Kammer auf der Lade stand, erkannte Hein den Hut des Großvaters, denselben, den er so bitter gehaßt hatte.

Aber jetzt war er in versöhnlicher Stimmung. In mildem Vergessen und Bergeben versuchte er die steil emporstrebenden Haare glatt zu streichen. War es auch vollständig erfolglos; der sittliche Wert der That ist — Gott sei Dank — nicht von dem Nutzen unsers Thuns abhängig.

Es war ein rührendes Wiedersehen. Der alte, an der frühern Feindseligkeit unsers Fremdes ganz unschuldige Hut hatte niemals dergleichen, was man Haß nennt, gekannt. Er liebte alle und war freigiebig gegen alle; immer mit *Petum optimum subter solem* gefüllt, gab er jedem, just wie sein Herr. So gereichte es ihm offenbar zur besondern Befriedigung, als Henn nunmehr nicht allein seine eigne Pfeife stopfte und anzündete, sondern auch ein zweites Friedensinstrument, das er von der Wand nahm, gleichfalls von dickem Schlag, bedächtig aus dem freigebigen alten Hut füllte und dann seinem Ruhjungen Hein Wiedt reichte, ihm zugleich die Dienste eines Prometheus leistend.

* * *

Der Strom der Geschichten floß weiter.

Hein war nicht ganz bei der Sache, das kleine Abenteuer mit dem Mädchen und die ihm jetzt angethane Ehre beschäftigten ihn ausschließlich. Was bei den alten Deutschen die Umgürtung des Jünglings mit dem Schwert, wenn er zu seinen Jahren gekommen war, gewesen ist, das ist jetzt die Darbietung der Tabakpfeife an den Jüngling im Kreise Erwachsener. So suchte Hein denn seinen Vorbildern im Paffen und im Spucken thunlichst nahe zu kommen.

Der Raucher, dem das Erzählen wirklich Kunst und nicht nur Unterhaltung ist, wird selten Virtuose im Spucken werden. Er läßt es in zwanglosen Pausen auf die Steinfliesen fallen und zerreibt es nachdenklich mit den Holzpantoffeln, während sich die Zuhörer zugleich in allerlei Kunststücken versuchen dürfen. Henn war Künstler im Erzählen, nicht im Rauchen, auf diesem Gebiet erschienen seine Leistungen unserm Hein nicht erstrebenswert. Dagegen hätte er es gern dem Timm nachgemacht, der mit kräftiger Unterlippe seine Geschosse in schönem Bogen genau auf die Spitze eines Nieselfnechts warf. Aber der Versuch fiel recht kläglich aus. Schon eher gelang, was der Pferd knecht Peter mit beneidenswerter Treffsicherheit that, nämlich — durch die Zähne zu spritzen. Diese Vollkommenheit, diese Kunstfertigkeit des Peter — es war erstaunlich! Als Peter nun gar den blauen Rauch durch die Nasenlöcher blies und endlich eine Ringelwolke zu stande brachte, da fühlte Hein sich sehr klein und sah ganz verzweiflungsvoll ein, daß er noch viel zu lernen habe.

Aber dann leistete er sich auf seinem Brettstuhl einen heiligen Schwur. Er, der zukünftige Kuhnknecht erster Klasse, wollte es auch im Rauchen und Spucken zur Meisterschaft bringen. Er hoffte, es dem Timm noch mal gleich zu thun, ja er wollte dereinst noch schönere Ringelwölkchen blasen als Peter. Wie schmeckte ihm übrigens das Pfeischen! So paffte er in seiner Selbstherrlichkeit mit vollen Zügen, und wenn ihm auch dann und wann der Rauch in die Lungen drang, und wenn man auch rings herum zu lachen und zu flüstern begann — Hein war glücklich.

Über das Dasein aller Pucks und Klabaftermänner kamen die Geister noch nicht zur Ruhe. Nun erzählte Timm von der Seekrankheit, von dem unsagbaren Weh, das das Übel in Kopf und Magen anhäufe. Die Stimmung vollständiger Gleichgiltigkeit gegen allen Erdentand wußte er vortrefflich darzustellen. Hein ließ das Dasein aller Dämonen dahingestellt, aber an die Seekrankheit glaubte er. Denn etwas ähnliches erfuhr er gerade am eignen Leibe. Alle Erscheinungen, die

man auf dem Holm schon als Ergebnis der ersten Rauchstunde kannte, wiederholten sich: das leise Weglegen der dampfenden Pfeife, das zage Ziehen, als Henn sich teilnehmend erkundigte, ob Hein etwa kein Feuer mehr habe, das nochmalige unterschiedne Weglegen, das Hinauswanke aus der Kammer in voller Verstörung. In der zutreffenden Voraussetzung, daß der eigne dunkle Drang ihn schon die richtigen Pfade führen werde, legte man ihm keine Hindernisse in den Weg und fand es auch in Ordnung, daß er sich, als er leichenblaß zurückkehrte, ohne Umstände in die Bettkiste legte.

Er war auf dem Standpunkte vollständiger Wurftigkeit angelangt. Das Gelächter der gutmütigen Spötter störte ihn nicht. Er fand sogar, daß die von den Tabakgeistern in seinem Gehirn angerichtete Empörung alles Herzweh heile. Der Lächerlichkeit seiner Krankheit war er sich bewußt, durch den Nebel seiner jammervollen Lage sah er ein liebes Augenpaar, aber selbst der Glanz dieser Augen war getrübt.

Dann verlief sich der Schwarm, und in der Kammer wurde es still. Henn nahm die Laterne vom Balken und leuchtete im Kuhhause ab, wie er es allabendlich vor dem Schlafengehn that. Dann legte auch er sich zur Ruhe und begann sofort zu schnarchen. Aus dem Kuhhause das einformige Brummen der Kinder, das Klirren und Klaffeln der Ketten der sich behaglich reckenden schläfrigen Kühe, weiter aus den Pferdeställen die dumpfen Stöße der Kasse. Von der Straße her hörte Hein, wie sein Vater die Stunde abrief. Die spärlichen Herbstblätter der Silberpappeln raschelten und rauschten im blasenden Ungeßüm des Windes, und in ihren Wipfeln schrackelten die Elstern.

Allgemach verzogen sich die Geister, die sich in seinem Kopf festgesetzt hatten. Sein Mütterchen war wieder frisch und lebendig, es stand vor seiner Bettkiste und winkte lachend der Antje zu, die ihren strohblonden Kopf zur Thür hereinsteckte. Zuweilen war dem jungen Schläfer so, als wenn Meister Henn ihn beim Namen rufe, aber er wollte sich seinen köstlichen Traum nicht nehmen lassen. Nun aber hörte er es ganz deutlich, zugleich fühlte er die Hand seines Herrn Henn, der ihn an der Nase zog. Es half kein Zaudern mehr, er öffnete die Augen. Von dem Mütterchen und Antje keine Spur. Henn versetzte ihn vollends in die nackte Wirklichkeit, indem er zum Aufstehn mahnte. Denn es war Futterzeit, und im Stalle brüllten viele hungrige Kuhmäuler.

Und Henn führte seinen Lehrling vor den Heustall, dessen Doppelthür er öffnete. Sie verband den Kuhstall mit dem Unterraum jenes Nebengebäudes. Henn und Hein standen vor einer gepreßten Heuwand. Einem Taschenspieler gleich holte der Herr dieser Räume einen blanken mit spitzem und glänzendem Widerhaken versehenen Heurupfer daraus hervor und hieß unsern Freund sich umgekehrt wie der Held des Pfannkuchenbergs in die Wand hineinarbeiten. Und Hein ging frisch ans Werk, denn es war eine seiner würdige Aufgabe, es gehörte zu den von ihm übernommenen Pflichten, und schon am ersten Tage bewegte er sich in einer kleinen Höhle. Aber die Heufasern waren doch fester zusammengepreßt, als er für seine jungen Kräfte wünschen konnte, es kostete manchen Tropfen Schweiß, den Bedarf des Tages zu liefern. Aber mit dem Druck verringerte sich auch die aufzuwendende Anstrengung, was ihn veranlaßte, auf die Ausgestaltung seiner Höhle nach oben Bedacht zu nehmen. Und schließlich wurde die Höhle zu einem in die Höhe wachsenden Schornstein, worin er sich nach Art der Kaminkehrer auf und ab bewegen konnte. Am dritten Tage lief ein Luftschacht in der Spitze des Heubodens aus, und nun fand er es aller Kuhnachtsbegeisterung zum Troß bequemer, das Heu hinunter

zu werfen, als es unten mühsam loszurupfen. Die Jugend ist eben unverständlich, und Hein war jung.

Seit einigen Tagen spielte er abends mit den Kindern Mühlenpiel und Karten. Wie von ungefähr gerieten die Karten unter den Tisch, und unter der Platte stießen ebenso unversehens die Köpfe von Antje und Hein zusammen. In fliegender Eile teilte er ihr dort seine Erfindung mit. Und siehe! Als Hein am folgenden Tage durch seinen Spalt aus der Unterwelt auftauchte, stieg von der Hausdiele her auf demselben mühsamen Weg, den einst die gespenstische Notkappe genommen hatte, ein blondes Mädchen daher.

Es war Antje, und Hein empfing sie — empfing sie buchstäblich mit offenen Armen. Da lachte es von den Heuwülsten her, und ein zweites kleines Mädchen zeigte ihr lachendes, von dunkeln Haar eingerahmtes Gesicht.

Die Niese war ihrer Schwester nachgeschlichen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Rechtsprechung. Zwei Monteure hatten durch heimlich angelegten Draht von fremder Leitung zur Beleuchtung ihres Zimmers Elektrizität entwendet. Das Landgericht zu Elberfeld verurteilte sie wegen Diebstahls. Der erste Strafsenat des Reichsgerichts sprach sie jedoch vor kurzem frei, weil nach unsern bisherigen Gesetzen das Eigentum an elektrischer Energie des Strafschutzes entbehren sollte, also gewissermaßen vogelfrei jedem widerrechtlichen Zugriff preisgegeben wäre. Schon 1896 hatte der vierte Strafsenat des Reichsgerichts dieselbe Rechtsansicht ausgesprochen, und der erste Strafsenat hätte sich deshalb nur auf Grund einer Plenarsitzung zu einer abweichenden Rechtsansicht bekennen dürfen. Das ist vermieden worden, und niemand wird auch zu behaupten wagen, daß die vereinigten Strafsenate zu einer andern und bessern Rechtsansicht gekommen wären. Die stilistische und logische Begründung ihres Urteils über „die Strafbarkeit des Versuchs mit untauglichen Mitteln“ wird unvergesslich bleiben (vergleiche des Verfassers Schrift „Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg.“ Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1897). Vielleicht hätten sie sich in ähnlicher Weise für den Rechtsirrtum, daß Entwendung von elektrischer Energie straffrei sei, erklärt. Im § 242 des Reichsstrafgesetzbuchs heißt es: „Wer eine fremde, bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft.“ Nach den Reichsgerichtsurteilen ist dieser Paragraph nun auf die Entwendung von Elektrizität lediglich deshalb nicht anwendbar, weil die elektrische Energie keine Sache sei. Man darf doch aber füglich nicht leugnen, daß die elektrische Energie ein recht wertvoller Vermögensbestandteil sein kann. Sie ist nicht wie die Strahlen der Sonne ein Geschenk der gütigen Natur, ihre Herstellung ist kostspielig; aber einmal hergestellt, kann sie mit Ausschluß anderer als Eigentum besessen werden, man muß sich freilich versehen, daß sie nicht heimlich abgeleitet wird. Wenn also die elektrische Energie ein Ver-